

atisierung und Agenda Setting funktioniert. Anhand von Rotterdam beschreibt die letzte Fallstudie die Entwicklung von thematischen Filmfestivals. Diese Festivals setzen die Ausdifferenzierung der großen Festivals fort. Es kommt sowohl zur Ausdifferenzierung der Programmstrukturen als auch der Rezipientengruppen in Cineasten und Eventpublikum.

Die Einsichten über die Bedeutung der Filmfestivals für den gesamten Filmsektor, die in diesem historischen Überblick gewonnen werden, sind aufschlussreich und beeindruckend; sie verbinden bisher isolierte Aspekte der Filmgeschichte. Dennoch wird bereits an dieser ersten Untersuchung sichtbar, dass noch viel Arbeit in der Filmfestivalforschung ansteht. Denn in diesem breiten Rahmen kommen (fast) nur die großen A-Festivals vor. Die historischen, kulturpolitischen und ökonomischen Bedingungen für kleinere Festivals sind jedoch oftmals völlig anders gelagert, als es hier exemplarisch anschaulich gemacht wurde.

An diesem Punkt liefert Kai Reichel-Heldts Studie „Filmfestivals in Deutschland: Zwischen kulturpolitischen Idealen und wirtschaftspolitischen Realitäten“ eine gute Ergänzung. Reichel-Heldt diskutiert im derzeitigen Klima der Kürzung öffentlicher Mittel für kulturelle Veranstaltungen den kulturpolitischen Wert von Filmfestivals. Er wendet sich weniger an Theoretiker als an Praktiker. Hier liegt eine Situationsanalyse vor, die Veranstaltern eine Evaluation und eventuelle (Re-)Orientierung der eigenen Festivals erleichtern bzw. Förderern eine Basis zur fundierten Entscheidung liefern soll.

Aufgrund dieser grundsätzlich anderen Ausgangsfrage ergänzt Reichel-Heldts Studie sehr gut De Valcks allgemeinen Überblick. Wo De Valck vor allem den großen Zusammenhang untersucht und dabei notgedrungen über Unterschiede verschiedener Festivaltypen hinwegsehen muss, liefern Reichel-Heldts Fallbeispiele einen vertiefenden Einblick in die Arbeitsweise und Struktur der verschiedenen Arten von Filmfestivals. Neben der Untersuchung der *Berlinale* als dem größten deutschen Festival mit gesicherter Ausstattung beschreibt Reichel-Heldt auch das *Filmfest Emden-Aurich-Norderney* als Beispiel eines Festivals, dessen Organisation bei einer öffentlich finanzierten Bildungseinrichtung liegt, sowie das *Internationale KurzFilmFestival Hamburg*, das als alternatives Projekt ohne öffentlichen

Auftrag gegründet wurde und dazu noch im Gegensatz zur klassischen Form des Langfilmfestivals steht. Während De Valck die großen Player und die globale Ökonomie im Blick hat, zeigt Reichel-Heldt die realen Probleme der Organisation und Finanzierung auf. Denn wo A-Festivals für Stadtplanung, Tourismus und Industrie interessant sind, müssen gleichzeitig die „Nischenfestivals“ ums finanzielle Überleben und gegen eine zu starke Profilveränderung durch Sponsorenverträge kämpfen.

Skadi Loist

Siegfried Weischenberg / Maja Malik / Armin Scholl

Die Souffleure der Mediengesellschaft

Report über die Journalisten in Deutschland

Konstanz: UVK, 2006. – 315 S.

ISBN 978-89669-586-4

Andy Kaltenbrunner / Matthias Karmasin / Daniela Kraus / Astrid Zimmermann

Der Journalisten-Report

Österreichs Medien und ihre Macher – eine empirische Erhebung

Mitarbeit: Judith Leitner

Wien: Facultas, 2007. – 200 S.

ISBN 978-3-7089-0106-0

Zu den Standard-Formulierungen in wissenschaftlichen Gutachten und Rezensionen gehört, dass die jeweilige Thematik nur selten untersucht worden ist. Das trifft in besonderer Weise zu auf das Themenfeld „Journalismus als Beruf“: Seit Jahrzehnten wird hier immer wieder die Formel von den Defiziten und Desideraten bemüht, die allerdings häufig eher von der Ignoranz der Autoren zeugt als dass sie der faktischen Situation der Forschung entspricht. So konnte Frank Böckelmann in seiner „Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990“ allein 716 einschlägige Schriften, davon 366 größere Studien, ermitteln und auswerten („Journalismus als Beruf“, Konstanz 1993). Kaum ein anderer Beruf ist inzwischen so häufig empirisch untersucht worden wie der des Journalisten.

In den Siebzigerjahren hat vor allem die Münchner Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung dieses Feld intensiv beackert. Die Fülle der damals aktuell ermittelten

Daten aus 22 Kernstudien hat 1977 die „Synopse: Journalismus als Beruf“ auf 719 Seiten unter Federführung von Hans-Jürgen Weiß zu bändigen versucht. Der voluminöse Band wurde leider nur in 100 Exemplaren vervielfältigt und, da lediglich im Samisdat verbreitet, sehr selektiv zur Kenntnis genommen.

Mehr Aufmerksamkeit haben zwei groß angelegte repräsentative Erhebungen am Beginn der Neunzigerjahre gefunden: die „Hannoveraner Studie“, die 1992/93 separat in West- und Ostdeutschland durchgeführt wurde, und die fast zeitgleich realisierte „Münsteraner Studie“, die gesamtdeutsch angelegt war. Beide Erhebungen gehörten lange Zeit zur Pflichtliteratur in einschlägigen Hochschulseminaren, und wohl kein Studierender der Kommunikationswissenschaft bzw. der Journalistik hat sie nicht irgendwann einmal zitiert.

Die Forschungsgruppe um Siegfried Weischenberg hat die „Münsteraner Studie“ von 1993 zwölf Jahre später wiederholt, wobei der Fragenkatalog um aktuelle Entwicklungen (z. B. Online-Medien, Internet-Recherche, E-Mail-Kontakte mit dem Publikum) ergänzt wurde. Die frühere Studie war zunächst nur in karrierestrategisch dosierten Scheibchen veröffentlicht worden (Kenner sprechen von LPU, der „least publishable unit“), und der zusammenfassende Abschlussbericht lag erst fünf Jahre später vor. Diesmal haben Siegfried Weischenberg, Maja Malik und Armin Scholl bereits ein Jahr nach Abschluss der repräsentativen Befragung die Ergebnisse in Buchform publiziert.

Der Band „Souffleure der Mediengesellschaft“ versucht den Spagat zwischen nüchterner Datenanalyse und populärer Darstellung, die auch Alltagsbeobachtungen der aktuellen Medienszene einbezieht. Dieser Versuch ist insgesamt überzeugend gelungen: Das Buch präsentiert nicht Forschung für die Forschung, sondern liefert für eine weitere Öffentlichkeit das anregende Porträt einer Berufsgruppe, die für die öffentliche Kommunikation von zentraler Bedeutung ist. Bei einzelnen pointierten Formulierungen und interpretierenden Schlussfolgerungen fühlt sich der Leser allerdings zu Einwänden und zum Widerspruch provoziert. Dies beginnt schon beim sehr holzschnittartigen Titel: Ein Souffleur ist bekanntlich eine Person, die einem textunsicheren Darsteller das vorgegebene Script einflüstert. Soweit sind wir im Journalismus dann doch

noch nicht (oder besser: nicht mehr) ...

Die Initiatoren des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projekts haben 1.536 repräsentativ ausgewählte Journalistinnen und Journalisten in Deutschland durch das Hamburger Markt- und Meinungsforschungsinstitut Ipsos per Telefoninterviews nach dem CATI-System befragen lassen zur „objektiven“ Situation und den „subjektiven“ Einstellungen zu ihrem Beruf. Die Ergebnisse werden hauptsächlich in Form aggregierter Daten präsentiert. Der „typische“ deutsche Journalist ist demnach – als statistisches Durchschnittskonstrukt – „männlich (63 %) und knapp 41 Jahre alt; er stammt aus der Mittelschicht, lebt in einer festen Partnerschaft (71 %) und ist kinderlos (57 %); er hat einen Hochschulabschluss (69 %) und ein Volontariat absolviert (63 %), arbeitet bei einem Printmedium (61 %) und verdient rund 2.300 Euro netto im Monat“ (S. 186). In dieser Sicht unterscheidet sich der „homo journalisticus“ des Jahres 2005 wenig von seinem Kollegen von 1993.

Trotz dieser relativen Konstanz zeigt die Studie diverse Wandlungsprozesse, die die Autoren mit folgenden Begriffen kennzeichnen (S. 187): quantitative Reduzierung, partielle Deprofessionalisierung, funktionale Stabilisierung, qualitative Differenzierung, horizontale Feminisierung, forcierte Selbstorientierung.

Diese abstrakten Formulierungen, denen man den Systemzwang anmerkt, versuchen folgende Entwicklungen auf den Punkt zu bringen: Die Zahl der hauptberuflichen Journalisten ist seit 1993 um 11 Prozent gesunken (von 54 000 auf 48 000). Während die Anzahl der festangestellten Redakteure stabil blieb, ist die Zahl der hauptberuflichen Freien, die – so die Definitionsvorgabe – mindestens die Hälfte ihres Einkommens aus journalistischer Arbeit beziehen bzw. mehr als die Hälfte ihrer Arbeitszeit für journalistische Medien investieren, um ein Drittel gesunken.

Viele freie Journalisten müssen Aufträge aus den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit und / oder Werbung annehmen, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Die Konsequenzen für die journalistische Unabhängigkeit liegen auf der Hand.

Die Informations- und die Vermittlungsfunktion stehen nach der Selbsteinschätzung der deutschen Journalisten weiterhin im Zentrum ihrer Berufsrolle. Der Gesinnungsjour-

nalismus findet noch weniger Zustimmung als zwölf Jahre zuvor.

Die Ergebnisse der Befragung deuten auf eine zunehmende Differenzierung der Arbeitsfelder hin. Unter den Ressorts dominiert nach wie vor das Lokale, aber mehr Journalisten als früher arbeiten für Sparten wie Wirtschaft, Technik und Wissenschaft. Hier zeigt sich auch die Expansion spezieller Medienangebote im Zeitschriften- und Online-Bereich.

Der Anteil der Frauen ist merklich gestiegen: von knapp einem Drittel auf jetzt 37 Prozent. Journalistinnen arbeiten inzwischen häufiger in Ressorts wie Wirtschaft und Politik. Obwohl sie im Schnitt formal höher qualifiziert sind als ihre männlichen Kollegen, besetzen sie nach wie vor seltener Entscheidungspositionen in der Redaktionshierarchie und werden schlechter bezahlt.

Die Autoren konstatieren eine Zunahme der Selbstreferenz: „Mehr denn je orientieren sich die Journalisten an anderen Medien und an ihren Kollegen“ (S. 194). Diese Tendenz zum „Rudeljournalismus“ ist die paradoxe Kehrseite der wachsenden Medienkonkurrenz.

Im Kontrast zu den „durchschnittlichen“ Journalisten ist im vorliegenden „Report“ häufig von sog. „Alphatieren“ die Rede, womit offenbar die aufengeleitete und in Richtung Lifestyle-Prominenz gewendete aktuelle Version der „publizistischen Persönlichkeit“ selig gemeint ist. Zur Diskussion fordern auch manche thesenhaften Zuspitzungen heraus. Aber das macht gerade den Reiz dieses Buches aus.

Der Lesbarkeit kommt sehr zu Gute, dass methodische Feinmechaniker unter den Nutzern auf den Anhang des Bandes verwiesen werden. Nach diesem Grundsatz verfährt auch das ein Jahr später erschienene österreichische Pendant, das im Umkreis der Forschungs- und Weiterbildungsgesellschaft Medienhaus Wien entstanden ist. Die Studie basiert auf einer als Vollerhebung angelegten postalischen Befragung, die zwischen März und Oktober 2006 bei allen Medienbetrieben des Landes durchgeführt wurde. Dabei wurden 7.067 hauptberufliche Journalistinnen und Journalisten ermittelt.

Auch wenn sich der statistische Durchschnittsjournalist in Österreich von seinem deutschen Kollegen wenig abhebt, so unterscheiden sich doch einige Merkmale. Besonders auffällig ist die niedrige Akademisierungsrate (nur 34 % haben ein Studium abgeschlossen).

Der Anteil der Frauen ist mit 42 Prozent bemerkenswert hoch. Die Hauptstadt Wien dominiert den journalistischen Arbeitsmarkt: Gut jeder zweite österreichische Journalist ist dort tätig.

Nachdem Mirko Marr, Vinzenz Wyss, Roger Blum und Heinz Bonfadelli bereits 2001 die „Journalisten der Schweiz“ vorgestellt haben, sind mit dem „Journalisten-Report“ der Autorengruppe um Andy Kaltenbrunner nun alle deutschsprachigen Länder mit Daten über die Medienakteure versorgt. Diese fordern zum Vergleich geradezu heraus. Dabei zeigt sich z. B. eine sehr unterschiedliche Journalistendichte: Während in der Schweiz 129 Journalisten auf 100.000 Einwohner kommen, sind es in Österreich 87 und in Deutschland nur 58.

In beiden hier vorgestellten Büchern werden auch immer wieder Vergleiche zu den USA angestellt. Seit 1971 sind dort im Abstand von jeweils etwa einem Jahrzehnt repräsentative Journalistenbefragungen durchgeführt worden: zuerst von John W. C. Johnstone et al. („The News People“, Urbana 1976), zuletzt von David H. Weaver et al. („The American Journalist in the 21st Century“, Mahwah/New Jersey 2007). Dabei wurde u. a. auch nach dem religiösen Hintergrund der Journalisten gefragt – eine Dimension, die in den deutschsprachigen Studien bisher leider völlig ignoriert wird. Es ist zu hoffen, dass auch die Erhebungen im deutschen Sprachraum, erweitert um solche und weitere Fragen, im Zehn-Jahres-Rhythmus wiederholt werden. Das wäre ein gutes Fundament für eine empirisch fundierte Berufsgeschichte des Journalismus, für die bisher ja nur Bausteine vorliegen.

Walter Hömberg